

Karlhans Frank (Hg.)  
Menschen sind Menschen. Überall.





Karlhans Frank (Hg.)

# Menschen sind Menschen. Überall.

P.E.N.-Autoren schreiben  
gegen Gewalt



Unterrichtsmaterialien zu diesem Buch  
sind erhältlich unter:  
[www.randomhouse.de](http://www.randomhouse.de)



**Mix**  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Print* für  
Taschenbücher aus dem cbj-Verlag liefert  
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden

1. überarbeitete Neuauflage April 2006  
Rechtschreibung und Zeichensetzung folgen der jeweils  
von den Autoren vorgegebenen Weise.  
© 2002 cbt/cbj Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Herausgeber und Redakteur: Karlhans Frank  
Umschlagbild: Getty Images, München  
Umschlagkonzeption: init.büro für gestaltung, Bielefeld  
lf · Herstellung: CZ  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN-10: 3-570-30295-4  
ISBN-13: 978-3-570-30295-8  
Printed in Germany

[www.cbj-verlag.de](http://www.cbj-verlag.de)

# Inhalt

## VORWORT

Karlhans Frank · Weise Affen? 7

## ERINNERN

Wieland Förster · Gerettete Dokumente 12

Klas Ewert Everwyn · Als ich noch ein (kleiner) Nazi war... 15

Theo Stemmler · Der grüne Omnibus 24

Wieland Schmied · Damals 29

Jean Villain · Als »Palästina« noch ein Fremdwort war 36

Benno Pludra · Hut vom Kopf 42

## SEHEN UND HÖREN

Sigfrid Gauch · Zum Beispiel: die Deutsche Reichspartei 48

Armin Ayren · Ein wohl denkender Mann 55

Christa Moog · Estreib derwin dimwin ter alde... 56

SAID · Notizen aus dem Exil 61

Wolf Peter Schnetz · Lemminge 2002 70

Christoph Hein · Eure Freiheit ist unser Auftrag 71

Horst Bingel · In dieser Stunde 78

Hermann Schulz · Der Tag, an dem ich meine Schularbeiten  
nicht mehr gemacht habe 79

Tina Stroheker · Sophie Scholl 85

Ralph Grüneberger · Über das Ziel hinaus 86

## DENKEN

- Günter Grass · Ohne Stimme 94  
Jürgen Rennert · Die Katze im Vogel in der Katze 102  
Werner Dürisson · klassenlos 103  
Johano Strasser · Augenzeugen 104  
Herbert W. Franke · Der Tausendfüßler 111  
Klaus Peter Schreiner · Schlagzeilen 112  
Hugo Ernst Käufer · Die kleinen Schritte 114  
Matthias Biskupek · Familie Napfhahn und der  
Wellensittich mit Käfig 115  
Jens Wonneberger · Marcel 118  
Friedrich Schorlemmer · Fremde in unserem Land –  
fremd im eigenen Land 120  
Peter Härtling · Wenn jeder eine Blume pflanzte 125  
Peter Rühmkorf · Auf und nach Goethe 126

## REDEN UND HANDELN

- Werner Dürisson · Modell für ein Denkmal 128  
Karlhans Frank · Abzählreim für Überflieger 130  
Richard Hey · Genehmigte Demonstration 131  
Peter O. Chotjewitz · Hypatia Mord in Alexandria 142  
Franz Josef Degenhardt · Danse Allemande 149

Die Autoren und Autorinnen 152

Quellenverzeichnis 156

*Karlhans Frank*

## *Weise Affen?*

\*

Auf der Theke meiner Dorfkneipe steht eine kleine Skulptur. Sie zeigt drei Affen – einer verdeckt mit den Händen seine Augen, der zweite seine Ohren, der dritte hält sich den Mund zu. Das ist ein bekanntes Bild, und der Wirt will damit signalisieren, dass er nicht hinsieht, wenn beispielsweise ein Liebespaar knutscht, nicht anhört, wenn ein Betrunkener über seinen Chef Schimpfworte lallt, niemandem sagt, was in seinem Lokal gesprochen wird.

Ist ja in Ordnung.

Wenn eine Frau ihr Strumpfband verliert, sollte man darüber hinwegsehen – wie es die folgende Anekdote erzählt:

Als im 14. Jahrhundert bei einem Fest während des Tanzes der Gräfin Alix Salisbury ein solches Missgeschick passierte, hob König Eduard III. das delikate Bändchen auf, gab es der Dame, die angeblich seine Geliebte war, zurück, tadelte die grinsenden Hofleute mit den Worten »Honny soit qui mal y pense«, was bedeutet: »Ehrlos sei, wer Böses dabei denkt«, stiftete im Andenken daran den Hosenbandorden, ein dunkelblaues Samtband mit dem in Gold aufgestickten Spruch, das von Herren zum Galaanzug unter dem linken Knie zu tragen ist.

Es gibt noch eine andere Entstehungsgeschichte für diese Ehrung, dass nämlich im Jahre 1346 Eduard III. in der Schlacht bei Crécy sein eigenes Strumpfband als Fahne geschwenkt habe und zur Erinnerung an diesen Sieg über die Franzosen den Hosenbandorden erfunden hat.

Und wenn einem Gentleman in Gesellschaft versehentlich ein peinliches Körpergeräusch entfährt, ist der mit dem Finger auf den Unglücklichen Zeigende taktloser als der Puser.

Auch das Tratschen und Petzen und Angeben zwar zu den verbreitetsten, keinesfalls aber zu den vornehmsten Tätigkeiten des Menschen gehören, weiß eigentlich jeder Prahlhans und jedes Waschweib.

Aber ist Wegsehen, Ohrenschließen, Schweigen tatsächlich immer weise?

»Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen« ist in Wirklichkeit gar nicht positiv gemeint, bedeutet eher, feige und meinungslos zu sein. Und das alte Sprichwort aus dem Lateinischen, das man als Quelle für die Aussage ansehen kann, heißt: »Höre! Sehe! Schweige! – Wenn du in Frieden leben willst.« – Aber auch das stimmt nicht. Manchmal muss man laut aussprechen, was einem nicht passt.

Was die berühmten Affen uns sagen sollen, ist sowieso nicht ganz klar.

Ziemlich unumstritten ist, dass sie aus Japan stammen. *Nicht sehend, nicht hörend, nicht sprechend* heißt in dieser Sprache »mi-zaru, kika-zaru, iwa-zaru«, und »zaru« bedeutet *nicht*, aber »saru« bedeutet *Affe*, und so kann es sein, dass dieses Symbol aus einem Sprachspiel entstand, mit Weisheit überhaupt nichts zu tun hat, vielleicht mehr mit *äffisch* – wobei man den Affen Unrecht tut, denn ein ordentlicher Schimpanse passt ständig mit allen Sinnen auf, was um ihn herum geschieht, und in einer Schimpansenhorde wird fast ununterbrochen gequasselt.

Wer zu viel weghört und übersieht, dem könnte Hören und Sehen vergehen. Wer zu lange schweigt, könnte mit allen seinen Lieben mundtot gemacht werden.

Über Schwächen seiner Mitmenschen sollte man hinweg-

sehen, manche Dummheiten darf man getrost überhören, über vergangene Missgeschicke muss man nicht dauernd reden – aber bei drohenden Gefahren hört jede Toleranz auf.

Toleranz ist eine Tugend. Fremde Sitten, Kleidung, Musik, Haartracht, Speisen ... müssten eigentlich neugierig machen – da braucht man die Toleranz kaum. Die Freiheit von Andersdenkenden muss man schützen, denn jede gefährdete Freiheit ist eine Gefahr für die eigene Freiheit.

Jedoch darf und kann man Intoleranz nicht mit Toleranz begegnen. Da gilt der Imperativ: »Wehret den Anfängen!« Da darf es kein Verharmlosen geben! Da kann kein Witz über einen Menschen aus einem anderen Volk lustig sein, keine fremdenfeindliche Verallgemeinerung diskutabel!

Wer seine Freiheit, sein Land, sein Leben liebt, muss sehen, hören, reden. Es gehört sogar noch mehr dazu. Er muss sich erinnern, aus Geschehenem lernen. Er muss denken und Mitdenker finden, um sich mit ihnen wehren zu können. Und manchmal reicht das Reden nicht aus, muss Handeln dazukommen. Erinnern, Sehen, Hören, Denken, Reden, Handeln – in dieser Folge sind die Texte in diesem Buch geordnet.

Junge Menschen können sich natürlich nicht erinnern, wie das war mit dem Faschismus. Aber wir haben die Sprache. Durch die Sprache sind uns Ereignisse überliefert, können wir uns sogar an Geschehnisse erinnern, die vor tausend und mehr Jahren stattfanden.

Man kann aus der Geschichte lernen und dann in der Gegenwart genau hinsehen, hinhören, ob sich da nicht etwas anbahnt, was schon einmal böse geendet hat. Manchmal ist das nicht auf den ersten Blick zu erkennen, dann muss man darüber nachdenken, daraus Schlüsse ziehen. Und dann muss man reden, warnen, schreien, notfalls sich wehren, handeln.

Die letzten Texte in diesem Buch sind natürlich auch keine Handlungen. Aber man kann sie brauchen, um Veranstaltungen zu machen, sie laut vor Publikum zu sprechen, Theater zu spielen, aufzuklären. Natürlich sind auch andere Texte aus dem Buch dazu geeignet, aber die letzten sind dafür gemacht.

Gedichte, Geschichten, Dramatisches, Plakatives, Nachdenkliches findet man in diesem Buch – denn hier treffen sich die unterschiedlichsten Autoren. Sie haben allerdings eines gemeinsam: Sie sind alle Mitglieder des P.E.N.-Zentrums. P.E.N. steht für »Poets, Essayists, Novelists«. Es ist kein gewöhnlicher Verein, in dem jeder Mitglied werden kann. Wer in den P.E.N aufgenommen werden will, kann sich nicht selbst bewerben. Er muss vorgeschlagen und zugewählt werden, muss nicht nur als Autor anerkannt sein, sondern auch gegen Militarismus, Rassenhetze und Völkerhass sein, sich nachweislich für Frieden und Menschenrechte einsetzen. Es ist eine literarische Ehrung, Mitglied des P.E.N zu werden.

Eine der wichtigen Aufgaben des P.E.N. ist der Einsatz für bedrohte Autoren in aller Welt – denn immer noch versuchen Mächtige überall, Aufklärung zu verhindern. Und selbstverständlich ist der P.E.N mit allen seinen Mitgliedern gegen das neue Aufflammen der alten Nazi-Ideologie. Also ist dieses Buch der Aufruf namhafter Autoren an alle: Seid wachsam und wehrt euch!

*Erinnern*

Wieland Förster

## Gerettete Dokumente

\*

Es gäbe Bestürzendes zu erinnern vom Straflager der Hitlerjugend, in das man mich steckte, bis hin zum Kasernendruck für den Vierzehnjährigen, dem Volkssturm, der erlittenen Vernichtung meiner Heimatstadt Dresden: Wir Kinder haben im brennenden Phosphor gestanden. Aber ich will nicht von Todesängsten und von Tapferkeiten erzählen, viel wichtiger ist, dass heute jeder nachlesen kann, wie damals mit Kameradschaft gelockt und polizeilicher Macht gedroht wurde, wie *die Sprache als Mittel der Erpressung* missbraucht wurde. Den falschen, den heuchlerischen Texten zu glauben, davor gilt es zu warnen. Deshalb sollen zwei gerettete Dokumente für diese Mischung aus angebotener Kameraderie und unverhohlener Drohung sprechen.

Hitler-Jugend

Gefolgschaft 112/100

Poesdem, den 25.1.45

2. Aufforderung

An den Jg. Wieland Förster

Gieseler-Wartmann-Straße 34  
(Anschrift)

Du hast den Dienst

am 17.1.45 (Schulung) und  
(Tag und Zeit und Art des Dienstes)

am 24.1.45 (Schulung)  
(Tag und Zeit und Art des Dienstes)

ohne ausreichende Entschuldigung versäumt.

Ich fordere Dich auf, zum nächsten Dienst am 31.1.1945 13<sup>30</sup>  
(Tag und Zeit und Art des Dienstes)  
in Werra, Neudorf bei Vermeidung **zwingender** Zwangsmaßnahmen  
(Ort) **VO**

pünktlich zu erscheinen.

Der Führer der Gefolgschaft

Manfred Meyer  
(Unterschrift)  
W. Förster

NSDAP.-Hitler-Jugend  
Gefolgschaft 112/XXIII  
Der Gefolgschaftsführer.

Bredde, den 29. 1. 1945  
Neuberinstraße 15

Deutscher Junge !  
Lieber Kamerad !  
=====

Gar manches Mal, als wir abends in unserem neu vorgerichteten Heim Neuberinstraße 15 Dienst taten, fehltest Du und wir vermißten Dich stark. Ganz abgesehen davon, daß dies unsere Antrittsstärke sehr schwächt, scheint Du noch nicht einmal zu wissen, daß der Führer für seine Jugend die Jugenddienstpflicht eingeführt hat. Wir wissen ganz genau, daß viele von uns schwer arbeiten müssen und erst spät nach Hause kommen, doch unseren Führern, die ja nichts weiter sein wollen und sind als Eure Kameraden, geht es genau so. Dies ist aber noch lange kein Grund, ohne weiteres vom Dienst fern zu bleiben. Dann hat man immer noch seiner Jugenddienstpflicht nachzukommen. Wenn Ihr Euch einmal überlegt, daß Eure Väter, soweit sie noch in der Heimat sind, trotz ihrer vielen und schweren Arbeit noch sonntags und an manchen freien Abenden zum Volksturm gehen und das mit einer Selbstverständlichkeit, so ist es nicht zu viel von Euch verlangt, diese wenigen Dienste zu besuchen und dort mitzuarbeiten und zu lernen.

Gerade jetzt, in Deutschlands schwerster Zeit, ist es für uns eine Selbstverständlichkeit, durch unseren Dienst in der Hitler-Jugend die Treue zum Führer zu beweisen. Wer dies nicht tut, ist ein Verräter und scheint noch nicht zu wissen, daß jetzt Deutschlands Zukunft und damit unsere Zukunft auf dem Spiel steht. Er ist genau so ein Schurke, wie diejenigen, die sich am 20. Juli v. Jhr. am Führer vergriffen haben.

Wir hoffen, daß Du am nächsten Dienst und in allen weiteren Diensten anwesend bist und Dir einmal überlegst, daß es heute nicht geht, einfach vom Dienst wegzubleiben.

Solltest Du weiter unentschuldigt fehlen, fühlen wir uns gezwungen, anders gegen Dich vorzugehen. Es erfolgt dann eine Meldung an den Untersuchungsführer des Bannes. Wir möchten jedoch nicht zu diesen ersten Mitteln greifen, denn wir erwarten, daß es auch ohne Strafen geht.

Der Dienst für die Gefolgschaft 112 findet bis auf weiteres jeden Mittwoch 19.25 Uhr Neuberinstraße 15 statt.

Sonderdienste werden von uns besonders befohlen. Solltest Du keinen Winterdienstanzug besitzen, so erscheinst Du in einem ordentlichen Zivilanzug ohne weißen Schal, verbogenen Hut und ähnlichen Kennzeichen einer Jugend, die mit uns nichts gemein hat.

Wir erwarten Dich also in Zukunft zu jedem Dienst !

Heil Hitler !

( Manfred Hempel )  
Oberkameradschaftsführer

*Klas Ewert Everwyn*

## *Als ich noch ein (kleiner) Nazi war...*

\*

*... da liebte ich Uniformen und Orden,  
wollte ich gerne Soldat werden und für Deutschlands Größe in den  
Krieg ziehen,  
verehrte ich den Führer Adolf Hitler so sehr, dass er mir Gott war,  
wollte ich für ihn mein Leben opfern,  
fürchtete ich die Juden, denn sie sollten für Deutschlands Unglück  
verantwortlich sein (ich hasste sie nicht, denn es gab keine in mei-  
ner Umgebung),  
hasste ich jene, die nicht gleichen Glaubens waren wie ich,  
hasste auch Deutschlands Feinde, weil sie Deutschlands Größe  
und Sonderstellung in der Welt nicht einsehen mochten, obwohl sie  
doch für jedermann sichtbar waren. (Wenn ich sie erkannte, warum  
denn diese anderen nicht? Ich war doch so viel kleiner als sie. Sie  
waren Erwachsene, ich Kind.)...*

Also wollte ich eine Uniform und wollte Orden haben, und da ich noch nicht Soldat werden konnte, des geringen Alters wegen, wenigstens ein Pimpf sein, ein Jungvolkjunge, einer, wie meine Mutter meinte, von des Führers kleinen Soldaten.

Irgendwann, als ich zehn wurde und meine erste Pimpfen-Uniform erhielt, erreichte mich der Krieg in einem Kölner Luftschutzkeller. Ich hörte Bombeneinschläge, mit denen er sich meldete und die ein Nachbarhaus zerstörten. Doch ich erkannte

ihn nicht sogleich, weil die Bomben auch Splitter erzeugten, die sich als Sammelobjekte entpuppten. Ich sammelte fortan keine Briefmarken mehr, sondern Bombensplitter, je größer, desto wertvoller.

Den Führer hatte ich mal vom Kölner Polizeipräsidium aus unten auf der Schildergasse wahrgenommen, wo mein Vater Polizeidienst verrichtete, als der Führer Köln besuchte. Da war ich aber erst sechs und von des Führers Größe noch nicht so überzeugt. Meine Mutter ermahnte mich mehrfach, auch mal »Heil« zu rufen, wie es Tausende taten, die unten auf dem Neumarkt rechte Arme zu ihrem Geschrei hoben. Ich glaube nicht, dass ich tatsächlich »Heil« gerufen habe, denn ich wusste wahrscheinlich nicht, warum ich es rufen sollte.

Ich war ein zurückhaltendes Einzelkind in einem Beamtenhaushalt, wo ich angehalten wurde, Vater und Mutter zu ehren, was nichts anderes bedeutete, als ihnen ohne Widerrede zu gehorchen, und immer freundlich und zuvorkommend gegenüber Erwachsenen zu sein, sie mit »Guten Tag« oder später mit »Heil Hitler« zu grüßen.

Eigentlich verstand ich nicht, warum nur ich so versessen auf Uniformen und Auszeichnungen war, meine Straßenfreunde dagegen nicht. Sie liefen lieber Rollschuh oder fuhren Roller, während ich in Uniform zum HJ-Heim unterwegs war, um mir das Schießabzeichen zu erschießen, mit einem Kleinkaliberge-  
wehr auf eine Zielscheibe. Ich wusste nicht, dass ich kurzsichtig war und eine Brille benötigt hätte, weil es mir niemand erzählte. Deshalb traf ich die Zielscheibe höchstens dort, wo sie keine »Ringe« zeigte.

Meine Straßenfreunde juxten herum, als ich ihnen beichten musste, dass es mit dem angekündigten Schießabzeichen wohl nichts werden würde. Sie hetzten ein Mädchen auf, mich zu um-

armen und zu küssen, weil ich ihnen gesagt hatte, in Uniform sei Knutschen einem Jungvolkjugen nicht erlaubt.

Meine Aufwertung als Uniformträger erfuhr ich, nachdem der Krieg Format angenommen hatte. Überall war jetzt Front, Heimatfront nannte man sie in Köln. Also konnte man auch hier Auszeichnungen erwerben, das Kriegsverdienstkreuz zum Beispiel, abgekürzt KVK (was missliebige Zeitgenossen »Kippe vom Kameraden« nannten). Um das zu kriegen, musste man beim Brandlöschen helfen, wie ich hörte. Aber als es endlich einen Brand in unserer Straße gab, hervorgerufen durch eine feindliche Brandbombe, und ich mich in die Reihe der Wassereimerträger einreihen wollte, sagte jemand zu mir, es seien schon genügend Leute dabei, ich sei zu klein und würde dort nur stören.

Aber der Krieg war ja noch lange nicht zu Ende, und den Führer, für den ich mich opfern wollte, gab es noch immer in der Wochenschau und im Radio. Und ich stellte mir vor, wie er nach einem feindlichen Angriff zu uns in den Luftschutzkeller kam und sich persönlich bei mir wegen meines Mutes oder weshalb auch immer bedankte und mir seine schwere Führerhand auf die Schulter legte und sagte, ich sei (das hatte er wohl von meiner Mutter) einer seiner jüngsten Soldaten.

Der Krieg ging seinem Ende entgegen, allerdings, was mir lange unbegreiflich blieb, in umgekehrter Richtung. Die mit roten Bindfäden markierten Frontverläufe auf meiner Europakarte näherten sich mehr und mehr Deutschlands Grenzen, besonders drohten sie von Osten. Und weil von dort nicht nur die Russen auf dem Marsch nach Deutschland waren, sondern in deren Gestalt auch der Bolschewismus (der inzwischen die Rolle des nicht mehr vorhandenen Judentums eingenommen hatte), rettete mich meine Mutter aus dieser brenzligen Lage – denn ich befand mich mittlerweile als Angehöriger eines Kinderlandver-

schickungs-Lagers im östlichen Sudetenland, indem sie mich nach Köln zurückholte.

Dort war immer noch Heimatfront, und zwar in zunehmendem Maße. Luftangriffe rollten Nacht für Nacht, aber hier kannte man sich aus und meine Mutter war nahe. Meinen Vater hatte man inzwischen vom Mannschaftspolizisten zum Polizei-offizier befördert (wahrscheinlich weil die jungen Offiziere in Jugoslawien und Polen für die Partisanenvernichtung gebraucht wurden), und er versah seinen Dienst beim »Befehlshaber der Ordnungspolizei« in Münster. Dort bekam er dann auch das KVK, ich weiß nicht, wofür. Einen Brand, den eine feindliche Bombe ausgelöst hätte, hat er jedenfalls nicht gelöscht.

Daheim hatte sich in meinen Augen noch Gewaltigeres vollzogen. Ich hatte es beim Jungvolk bislang lediglich zum niedrigsten Führerdienstgrad gebracht, zum Jungenschaftsführer und bestätigten Oberhordenführer (so hieß das wirklich), war aber auch im KLV-Lager weiterhin einer der Eifrigsten im Aufsagen von Hitler-Daten (womit unser Geschichtsunterricht hauptsächlich gestaltet wurde) gewesen und damit nach meiner Meinung prädestiniert, Kriegslage hin oder her, sehr viel höhere Jungvolk-führerränge zu erreichen. Doch waren inzwischen andere auf der Sprossenleiter hinaufgestiegen. Einer war, ich wollte es zunächst nicht glauben, Holländer und sprach nur ziemlich schlecht Deutsch. Das hatte die HJ-Führung nicht gehindert, ihn mir vorzuziehen. Da meldete ich mich lieber gleich freiwillig zur Brandwache; vielleicht würde es mir dabei gelingen, einen Orden beim Brandlöschen zu ergattern. Aber auch das misslang.

Ehe in der von uns Straßensoldaten bewachten Schule eine Brandbombe einschlug, erreichte mich der Ruf des Vaterlandes auf anderem Wege. Denn in dieser für Deutschland so schweren Zeit, wo es auch auf den letzten Volksgenossen ankam,

ob alt oder jung, behindert oder gar weiblichen Geschlechts, war plötzlich auch ich gefragt. Von Plakaten wurde der Jahrgang 1929/30 aufgerufen, sich für den Schanzdienst am Westwall zu melden. Dazu durfte auch ich mich zählen, gerade vierzehn geworden.

Mit mir meldete sich Herbert, ein »Kirchenläufer«, wie wir diejenigen unter uns nannten, die lieber in die Kirche als zum Jungvolkdienst gingen. Doch in dem Haufen, in den es uns verschlug, fiel er damit kaum auf, denn dort wimmelte es von so genannten Edelweißpiraten (so hießen diejenigen, die nicht auf Nazi-Linie waren). Ich hatte Schiss vor ihrem mutigen Auftreten, andererseits bewunderte ich sie eben deswegen. Nun war ich mit ihnen zusammen in einem »Haufen«, wie wir unsere Fronthelfereinheit bald nannten, ausgerüstet mit Gewehren, MGs und 2-cm-Geschützen, mit welchen wir Jagdbomber beschießen sollten.

Dass ich kurzsichtig war, wusste ich zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht. Und wenn mich die Kameraden aufforderten, mit dem MG doch endlich auf den Jabo draufzuhalten, musste ich nachfragen, wo denn der feindliche Jagdbomber sei. Ich hörte ihn, sah ihn aber nicht.

Eines aber hatte ich bald heraus: Soldat sein war etwas entschieden anderes, als es werden zu wollen. In den Büchern, die ich seinerzeit gern gelesen hatte, war mir insbesondere der Heldentod als etwas ganz Wunderbares beschrieben worden. Da stiegen die Gefallenen auf nach Walhalla, und ihr Tod geschah, bildlich vermittelt, stets umrahmt von den Strahlen einer untergehenden oder aufgehenden Sonne.

Einmal hatte ich in der Schule einen Aufsatz schreiben müssen, eine Bildbeschreibung. »Der sterbende SA-Mann« hieß der Holzschnitt im Lesebuch. Auch dort gab es eine untergehende

Sonne, dazu einen Kameraden, der den Sterbenden irgendwie festzuhalten versuchte, ehe er abkratzte. Obwohl man dieses Wort dauernd verwendete, wenn ein Soldat gefallen war, durfte man natürlich so nicht über einen toten SA-Mann schreiben. Auch wollte ich das blasse Wort »sterben« vermeiden und kam auf der Suche nach etwas Entsprechendem auf »verenden«. Die 6 unter dem Aufsatz brachte mir dann allerdings bei, dass auch dieses Wort zumindest dem Lehrer nicht gepasst hatte. Es sei, meinte der Lehrer, nur auf Tiere anzuwenden.

Dann traf es indes auf den Soldaten zu, der mein erster Toter war. Wie ein Tier lag er mit entblößtem Oberkörper auf dem Misthaufen eines Gehöfts, in dem unser Haufen untergebracht war. Staunend stand ich vor ihm: Dies war zweifellos ein im Kampf gefallener Soldat, aber es gab keine untergehende Sonne und auch keinen Kameraden, der sich um ihn kümmerte. Nur einen Kompaniechef würde es geben, der seiner Mutter einen Brief schrieb über den Heldentod ihres Sohnes.

»Für Führer, Volk und Vaterland den Heldentod gestorben – auf dem Felde der Ehre«, so hießen die Sprüche in den Todesanzeigen der Zeitungen. Ich kannte mich aus. Bröchers Pitter und Schnorrenbergs Max, zwei ältere Straßenjungen, waren damit bedacht worden, schon bald nach Kriegsbeginn, und es blieben nicht die letzten. Ob auch sie so dalagen, irgendwo in Polen oder Frankreich? Obwohl es doch für uns Deutsche rasche und erfolgreiche Feldzüge gewesen waren, in denen es angeblich kaum Tote gegeben hatte, wenigstens nicht auf unserer Seite.

Ich musste dann erfahren, dass sogar ich in diesem Krieg würde sterben können. Das war, als ich die Bombe auf mich zutorkeln sah, abgeworfen von einem britischen Jabo. Ich erkannte, dass ich damit gemeint war, ich, ein vierzehnjähriger Pimpf, der

mit Sterben doch noch gar nicht dran sein konnte. Ich hatte Glück, die Bombe riss die Straße fünfzig Meter von mir entfernt auf.

Auch die Edelweißpiraten, obwohl sie dagegen waren, liefen mit, schlugen die Hacken zusammen, marschierten durch die Straßen der Orte, in denen unser Haufen untergebracht war und trugen die HJ-Uniform mit der gelben Armbinde, auf der »Deutsche Wehrmacht« stand. Aber sie sangen oft andere Lieder. Und sie hauten einfach mal eben ab, schauten nach, ob Mutter und Geschwister noch am Leben oder vielleicht evakuiert waren, kamen zurück und erhielten zur Strafe keinen Westwall-Orden, wie wir ihn alle zu Weihnachten 1944 geschenkt bekommen oder doch bekommen sollten.

Ich nämlich, der so versessen darauf gewesen war, ich bekam ihn nicht. Ich musste »meinen« Orden für ein BDM-Küchenmädchen hergeben, das unseren Fraß kochte und das mal, weil ich mich vorm Kartoffelschälen hatte drücken wollen, gemeint hatte, mit so einem wie mir könne man den Krieg ja nicht gewinnen.

Auch lernte ich, dass ein Soldat, der ich ausweislich meines »Kombattanten-Ausweises« war, Wache schieben musste, fünf Stunden lang und jeden Tag, mal morgens, mal nachmittags und mal nachts. Die Nachtwachen waren gefürchtet. Wenn der schneidende Winterwind, gemischt mit Schnee, über die abgeernteten Rübenfelder wehte, dass sich der Mantel bauschte, wenn er einem in den Hosenschlitz fuhr, dann lernte ich das einst von mir herbeigewünschte Soldatsein verfluchen.

Und trotzdem: Als uns der Reichsjugendführer Axmann besuchte und mich fragte, ob ich nicht lieber nach Hause wolle, antwortete ich: »Nein, Reichsjugendführer.« Dafür nannten mich meine Kameraden (natürlich später) »Arschloch«. Doch was sollte

ich zu Hause in Köln, wo alles in Schutt und Asche lag? Meine Mutter war evakuiert, lebte in einem Dorf im Bergischen Land.

Es wurde April, und unser Haufen befand sich auf der anderen Rheinseite und auf der Flucht durch den Ruhrkessel, den die Amis von Süden und die Tommys von Norden um uns herum gebildet hatten. Ich war eben fünfzehn geworden, und Herbert, mein Freund aus vergangenen Kölner Kindertagen, und ich waren die Letzten der im September 1944 gebildeten und nach und nach immer mal wieder durch andere Jugendliche aufgefüllten Fronthelfereinheit, trugen nun auch richtige Wehrmachtsuniformen; aber sie halfen nicht mehr.

Unsere Geschütze und MGs waren irgendwo im Siegerland stehen geblieben, sodass selbst mir der Gedanke nicht mehr fremd war, dass der Krieg nicht dem versprochenen Endsieg entgegenging. Noch bis kurz vorher, als wir die V 1 und dann die V 2 aufsteigen und gen England davonfliegen sahen und sie als die Wunderwaffen bestaunten, als die sie uns gepriesen worden waren, hatte ich daran geglaubt.

Aber alles hatte nichts genutzt: nicht der Glaube und nicht Millionen Heldentote, nicht die Märsche, nicht die Lieder, die ich gesungen, nicht die Waffen, die ich geschleppt und bedient hatte, und auch nicht die Wachen, die ich geschoben und bei denen ich mir »einen abgefroren« hatte.

Nichts hatte zum Schluss einen Sinn ergeben. Irgendwann kam ich drauf: Das alles war ja gar nicht für Deutschland geschehen, sondern für eine Clique machtgeiler Typen, Verbrecher allesamt, die auch mit meiner Hilfe ein paar Jahre Macht und Ansehen genießen durften.

Und dafür hatte ich fünfzehn Jahre meines Lebens hergegeben. Ich wusste nichts von den KZs und Vernichtungslagern, in welchen Menschen anderen Glaubens oder anderer »Rasse« um-